Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 551. **Sonnabend** den 29. October 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. October.

Die seit gestern eingetroffenen neuen Meldungen über Ergebnisse der **preußischen Landtagswahlen** geben zwar noch kein vollständig klares Bild über die Stärke der Parteien im Abgeordnetenhause, sie reichen aber hin, um erkennen zu lassen, daß unsere gestern ausgesprochene Annahme, das neue Haus werde sich in der nächsten Legislaturperiode nur durch eine verhältnißmäßig geringe Verstärkung der Linken auf Kosten der Rechten von dem alten unterscheiden, vollständig zutrifft. Die Einbuße, welche die conservativen Parteien erleiden, wird ihrem Einflusse wenig oder gar nichts schaden, aber sie enthält trotzdem eine wichtige Lehre, die hoffentlich nicht unbeherzigt bleibt. Wie sich nämlich bei den letzten Reichstagswahlen in Norddeutschland in den größeren Städten fast durchweg ein erhebliches Anwachsen der socialdemokratischen Stimmen zeigte, so hat diesmal ebenfalls in größeren Städten die Linke einen erheblichen Stimmenzuwachs zu verzeichnen, während die rechtsstehenden Parteien zurückgingen. So sind diesmal in Berlin in den 4 Wahlkreisen 5058 fortschrittliche Stimmen abgegeben worden gegen 3965 im Jahre 1893, während diesmal nur 1626 conservative Stimmen abgegeben worden sind gegen 1347 vor 5 Jahren. Die conservativen Wahlmänner, die damals noch ein reichliches Drittel der Gesammtzahl der Wahlmänner ausmachten, stellen jetzt also gerade nur noch ein Fünftel der Wahlmänner dar. In einer Reihe größerer und mittlerer Städte, Halle, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Görlitz, Elbing und sechs anderen mehr wurden 1893 für die Linke 1320 Wahlmännerstimmen abgegeben, für die rechtsstehenden Parteien 976; diesmal erhielt die Linke 1908 Stimmen, die rechtsstehenden Parteien nur 784. Die linksstehenden Parteien haben somit nahezu um ⅓ zugenommen, die rechtsstehenden Parteien ⅓ verloren. Da auf dem platten Lande das Verhältniß geblieben ist, wie es 1893 war, so zeigt sich ein verschärfter Gegensatz der politischen Auffassungen von Stadt und Land auch bei den preußischen Abgeordnetenhauswahlen. Nun wird man geneigt sein, die Fortschritte des Radicalismus in den größeren Städten auf die Betheiligung der Socialdemokraten zurückzuführen. Gewiß hat dieser Umstand einen Antheil daran, aber doch nur in beschränktem Maße. In Berlin z. B. haben sich die Socialdemokraten der Stimmenabgabe enthalten. Der Hauptgrund liegt vielmehr in der prononcirten Städtefeindlichkeit der agrarischen Parteien, die alles, was etwa den Städten nützlich sein könnte, verwerfen. Es ist damit so weit gekommen, daß ein so durch und durch conservativer Mann, wie der westpreußische Führer von Puttkamer-Plaut sich zu der Mahnung genöthigt gesehen hat: „Wir wollen fordern, was wir nothwendig haben, aber nicht ablehnen, was Andere nöthig haben.“ Leider wird diese Mahnung von den Heißspornen der Rechten weder in der Presse, noch in der Volksversammlung, noch im Parlamente berücksichtigt. Da ist die große Stadt ein Sündenbabel, das man am liebsten vom Erdboden tilgen möchte, der Kaufmann und der Gewerbetreibende sind nutzlose Drohnen und Schwindler, jeder Bewohner der größeren Stadt ist ein Müssiggänger. Und doch kann auch das platte Land nur bestehen, wenn es größere Städte als Mittelpuncte und Absatzgebiete hat. Dieser sinnlose Haß, mit dem man die Städte schädigen möchte, ohne daß der Landwirthschaft genützt würde, fördert den Radicalismus in den größeren Städten und erschwert es den Nationalliberalen ungemein, die Conservativen zu unterstützen. Die Freisinnige Volkspartei hat allen Grund, sich bei den agrarischen Hetzsporen zu bedanken. Bei den Reichstagswahlen und noch mehr bei den Landtagswahlen von 1893 lag sie derart am Boden, daß ihr baldiges Hinscheiden von Tag zu Tag zu erwarten war; dem agrarischen Ueberschwang ist es geglückt, die in den letzten Zügen liegende Partei neu zu beleben. Es ist nur bedauerlich, daß unter dem Anwachsen des Radicalismus in den größeren Städten diejenigen, die die Schuld daran tragen, weniger leiden als gemäßigte Parteien, die naturgemäß den Schaden haben, wenn eine zu extreme Politik getrieben wird. Und darum ist es sehr wenig angebracht, wenn die „Deutsche Tageszeitung“ witzelt: „Es wäre ein hübscher Treppenwitz der Tagesgeschichte, wenn die Nationalliberalen mit ihrer Schaukelpolitik zwar das Ziel der Schwächung der conservativen Mehrheit ein klein wenig erreicht hätten, aber selbst den Haupttheil der Zeche bezahlen müßten.“ Die agrarische Presse sollte nicht Witze darüber machen, daß der Radicalismus auch in Preußen wieder an Boden gewonnen hat, sondern an die Brust schlagen und ausrufen: „mea culpa, mea culpa!“ Wenn in der Art der agrarischen Agitation kein Wandel eintritt, so könnte doch wohl der Radicalismus nicht von heute auf morgen, aber über Jahr und Tag Fortschritte machen, bei denen auch wohl den geistvollen Politikern der „Deutschen Tageszeitung“ der Humor ausgehen möchte.

Man hat sich allgemach mit der Thatsache abgefunden, daß die **deutsche Socialdemokratie** von einem Gefühle tiefsten Wehs beschlichen wird, wenn in einem anderen Staate irgend etwas schlechter gestellt ist als in Deutschland. Deshalb wendet die socialdemokratische Presse alle erdenkliche Mühe auf, die Zustände in fremden Staaten rosiger erscheinen zu lassen, als sie sind, die deutschen Zustände schwärzer, als sie sich in Wirklichkeit verhalten. Alles aber, was bisher in dieser kühnen Vertheilung von Licht und Schatten geleistet worden ist, wird durch eine geradezu impoſante That des „Vorwärts“ bei Weitem übertroffen. Der **Fall Dreyfus** hat Frankreich die Verachtung der gesammten civilisirten Welt eingetragen, aber der „Vorwärts“ führt den — natürlich völlig überzeugenden — Nachweis, daß auch im Falle Dreyfus nicht etwa Frankreich sich vor Deutschland zu schämen habe, sondern daß Deutschland als der sittlich viel tiefer stehende Staat sich vor Frankreich verkriechen müsse. Hätte sich der Fall Dreyfus in Deutschland abgespielt, so würden nach der Meinung des „Vorwärts“ Labori und Zola bereits im Zuchthause sitzen. Man dürfe auch nicht etwa glauben, daß dieser Fall in Deutschland unmöglich wäre. „Der Lärm darüber — gewiß. Aber der Fall selbst? Der Fall Ziethen spielt in Deutschland, nicht im wilden Frankreich: Der unglückliche und zweifellos unschuldige Ziethen sitzt jetzt fünfzehn Jahre im Zuchthaus, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Volksmassen und die Presse in Bewegung zu setzen, wie das in Frankreich für Dreyfus geschehen ist. Da will es uns denn doch bedünken, wir hätten uns eher vor den Franzosen zu schämen.“ — Der vom „Vorwärts“ citirte Fall Ziethen ist zunächst der beste Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß Labori und Zola in Deutschland im Zuchthause säßen. Labori und Zola heißen, auf den Fall Ziethen übertragen, Liebknecht und Oberstlieutenant von Egidy, denn diese Männer haben wiederholt ihre Ueberzeugung von der Unschuld Ziethen's in Wort und Schrift mit Nachdruck vertreten. Sie sind aber dafür nicht ins Gefängniß gewandert, während Zola bekanntlich ein Jahr Gefängniß zudictirt erhalten hat, dem er nur durch die Flucht entgehen konnte. Sie sind auch noch nicht vom gebildeten und ungebildeten Pöbel beschimpft und bedroht worden, wie es Zola und Labori angethan worden ist. Im Falle Dreyfus sind ferner gemeine Fälschungen von den Urhebern eingestanden und grobe Incorrectheiten des aburtheilenden Gerichts nachgewiesen, während im Falle Ziethen kein Nachweis für derartige Ungehenerlichkeiten erbracht werden konnte. Im Falle Dreyfus ist seit Jahr und Tag das Wiederaufnahmeverfahren verweigert worden — erst jetzt eben wird der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen —, obwohl den regierenden Kreisen die Thatsache des incorrecten Gerichtsverfahrens längst bekannt war; im Falle Ziethen müssen auch die eifrigsten Freunde des Verurtheilten zugeben, daß der Gerichtshof das Wiederaufnahmeverfahren ablehnen mußte, weil trotz aller Bemühungen nur eine Menge geringfügiger Einzelheiten und Wahrscheinlichkeiten beigebracht werden konnte, nicht aber eine entscheidende neue Thatsache. Der Fall Dreyfus hat schließlich ein eminentes politisches Interesse, das dem Falle Ziethen abgeht, und es ist daher ganz erklärlich, daß der Fall Ziethen in Deutschland nicht soviel Interesse erweckt und Lärm erregt, wie der Fall Dreyfus in Frankreich. Und wenn der „Vorwärts“ sagt, daß man in Frankreich die Volksmassen und die Presse für Dreyfus in Bewegung gesetzt habe, so ist auch dies eine Lüge, denn der größere Theil der Presse und der Volksmassen sind gegen Dreyfus in Bewegung gesetzt worden; ist doch selbst ein Theil der Socialisten in Frankreich zu den antisemitischen Hetzern abgeschwenkt. Es ist traurig, daß ein in deutscher Sprache erscheinendes Blatt ungeheuerliche Beschuldigungen und Lügen über die Zustände im eigenen Lande verbreiten darf, aber es ist noch viel trauriger, daß die vielen Tausende von Lesern des Blattes einen unsäglichen Tiefstand von Gesinnung und Verstand erreicht haben müssen, denn sonst würde das Blatt nicht wagen können, ihnen Derartiges vorzusetzen.

Mit lebhaftem Bedauern muß die Nachricht von der **Sprengung der deutschen Gemeinbürgschaft in Oesterreich** alle Freunde der deutschen Sache im Reiche erfüllen. Es ist ein Theil der Gruppe Kärntnerischer und Salzburger Abgeordneten im Verbande der deutschen Volkspartei, welche, auf dem radical-nationalen Standpuncte stehend und stets einen Anschluß an die Schönerer-Gruppe suchend und das Aufgehen der Obstructionsbekämpfend, den trennenden Keil in die deutsche Opposition getrieben hat, die erst vor Kurzem sich auf den Standpunct „in dubiis libertas, in necessariis unitas“ emporgerungen hatte. Den Anstoß für den Austritt der genannten Gruppe aus der gemeinsamen Partei-Organisation gab der Umstand, daß bei der Abstimmung des Ausgleichsausschusses über den Antrag Groß von der Volkspartei: „Es sei über die Ausgleichsvorlagen zur Tagesordnung überzugehen und die Regierung werde aufgefordert, neue Verhandlungen mit der ungarischen Regierung einzuleiten“, die Vertreter des verfassungstreuen Großgrundbesitzes und die Vertreter der Mautbner-Gruppe gegen diesen Antrag gestimmt hatten. Da an dieser Abstimmung nur vierzehn Mitglieder der Parteien der Rechten sich betheiligten, so hätte, falls die genannten Vertreter der beiden Gruppen der Linken mit den übrigen Mitgliedern der Linken im Ausgleichsausschusse für den Antrag Groß gestimmt hätten, dieser die Majorität erhalten. Aber was wäre die wahrscheinliche Folge der Annahme des Antrags Groß gewesen? Die Heimsendung des Reichsraths und die Proclamirung des § 14, welche die Deutschen gerade verhindern wollen! Das ist ja auch zweifellos der Grund gewesen, weshalb fast die Hälfte der Commissionsmitglieder der Mehrheit bei der Abstimmung fehlte. Die Rechte wollte die Opposition zu der Annahme des Antrags Groß zeigen und es wäre ihr beinahe gelungen. Erfolglos war ihr Manöver aber trotzdem nicht: die Rechte hat es jetzt mit einem getrennt marschirenden und wohl auch getrennt schlagenden Gegner zu thun.

Vor dem **Pariser Cassationshofe** beantragte gestern der Generalprocurator Manau schließlich die Revision und die Annullirung des Dreyfus-Processes, seine Verweisung an ein neues Kriegsgericht und Suspendirung der Strafe, während nach einem Telegramm der „Köln. Ztg.“ der Berichterstatter Bard gefordert hatte, den Fall Dreyfus der Militairgerichtsbarkeit zu entziehen und ihn vor den Cassationshof zu verweisen, also vollständige neue Untersuchung und Aburtheilung durch den Cassationshof. Es muß constatirt werden, daß zwischen den Anträgen der beiden Referenten ein sehr wesentlicher Unterschied besteht. Manau will Verweisung an ein neues Kriegsgericht, Bard Verweisung an den Cassationshof, weil er genug hat an den „Pflichtwidrigkeiten“ der Militairgerichte, wie er sagte, und überzeugt ist, daß eine solche Behörde auf Grund der bis jetzt vorgelegten Dossiers schon den Antrag auf Erhebung einer neuen Anklage mit dem Einwand „res judicata!“ abweisen, oder wenn sie ja in eine neue Verhandlung eintreten sollte, zu demselben Resultat kommen würde, wie das Kriegsgericht vom Jahre 1894. Ob dieser Dissensus zwischen den beiden Referenten von ungünstiger Wirkung auf die Entschließung des Cassationshofes sein wird, wird sich ja zeigen. Ganz ohne Befürchtungen nach dieser Richtung kann man auf Grund des Gerüchtes, der Gerichtshof beabsichtige sich hinter ein non liquet zurückzuziehen, nicht sein. Einig sind beide Referenten in dem Verlangen der Auslieferung der Geheimacten, die die falschen Briefe des Kaisers Wilhelm enthalten sollen. Dies Verlangen erregt in den Kreisen des Generalstabes großen Schrecken. Es ist nicht unmöglich, daß der Cassationshof die Auslieferung begehrt und man erwartet dann den Widerstand des Generalstabes, der jedoch ungesetzlich und revolutionair wäre. Man hätte dann einen schweren Conflikt des Cassationshofes mit der Militairgewalt zu gewärtigen.

Ueber die Lage in **Marokko** schreibt man uns aus Tanger: Die Partei des Prinzen Mulay Mahomed, welcher als Thronbewerber der Mittelpunct aller gegen die Person des jetzigen Sultans Abdul Aziz gerichteten Bestrebungen gewesen ist, wird mit äußerster Grausamkeit verfolgt und muß augenblicklich als ohnmächtig angesehen werden. Der Prinz wird nach der amtlichen Versicherung gefangen gehalten, doch dürfte er bereits seinen Tod gefunden haben. In der Provinz Tadla, in welcher die Gegenpartei die meisten Anhänger zählte, wurden bisher 40 Häuptlinge und Stammesälteste ergriffen und nach Fez in den Staatskerker gebracht. Der Sultan trifft jedoch diese Anordnungen nicht selbst, sondern hat die gesammten Regierungsgeschäfte seinem Großvezier Bahamed übertragen, welcher zur Zeit als Dictator unumschränkt gebietet, während der junge Sultan den größten Theil seiner Zeit mit der Pflege der Musik hinbringt. Bemerkenswerth ist jedoch, daß der Großvezier im Allgemeinen ein Freund des Fortschrittes ist und besonders die Frage des Eisenbahnbaues angelegentlich studirt. Der frühere In-

---

Feuilleton.

Die kleine Lulu.

24] Seeroman von Clark Russell.

Nachdruck verboten.

„Hier is mihr, as ik jemals tau slucken hadd, sörredem ik en Musterroll unnerschrew“, schrie Welchy, indem er, seine Flasche hochhaltend, um das Deck tanzte.

„Mak glik en Pott heit Water, Polly“, feuerte Suds den Koch an, indem er ihn mit einem Stoß in den Rücken der Küche zutrieb, „ik bün för ein richtigen Punsch. Schipper!“ rief er mir zu, „setten Sei uns dör acht Glasen irgendwo an Land, wo wi en poor Citrons uplesen künn“; ik bün jetzt verdammten fein worn und müggt girn mien Punsch up de richtige Ort supen.“

Auf dem Deck umherspringend, lachend und brüllend, verschwanden sie endlich in der Luke inmitten eines schweren Nebels, welcher die Brigg in diesem Augenblicke einhüllte.

Mit bangen Ahnungen erwartete ich die Wirkung der Spirituosen auf die Leute. Sinnlos geworden durch ihre Unmäßigkeit, konnten sie in die Cajüte taumeln, wo Miß Franklin dann ihrer Willkür preisgegeben war, und auch die Sicherheit der Brigg gefährden durch ihre Unfähigkeit, zu arbeiten, falls der Wind sich drehen oder stärker werden sollte.

Tief besorgt ging ich nach unten und trat bei Miß Franklin ein. Ich erklärte ihr kurz, was vorgegangen war, und beschwor sie, im Falle die Leute in die Cajüte kämen, ihren Muth zu bewahren, ihnen freundlich zu begegnen, keine Furcht zu verrathen und sogar auf ihre Einfälle einzugehen; im Uebrigen würde ich wissen, das Schiffsvolk in die nöthigen Schranken zu weisen und sie vor jeder Beleidigung zu schützen.

Das arme Mädchen war ganz entsetzt, kam auf mich zu, hing sich an meinen Arm, flehte mich an, sie nicht zu verlassen, und erklärte, daß, wenn die Menschen in ihre Cajüte kämen, sie vor Schreck sterben würde.

Ich liebte sie in ihrer Furcht nur umsomehr und fühlte, wie mein Muth dadurch wuchs, aber ich sagte mir, daß gegebenen Falls ihre Schüchternheit meine Aufgabe, sie zu schützen, sehr erschweren würde. So, wie ich den Charakter betrunkener Seeleute kannte, sah ich voraus, daß die Bande sich durch ihre Angst beleidigt fühlen würde, dagegen war es sehr leicht möglich, daß ein ruhiges, gelassenes Wesen selbst den Trunkenen imponiren konnte.

Und doch, wenn ich ihr abgespanntes, bleiches Gesicht sah, mußte ich erkennen: da war kein Muth zu finden, auf den ich mich hätte verlassen können. Ich sah es kommen, daß ich würde kämpfen, für sie mein Blut vergießen müssen. Das war ja aber das Wenigste, wenn ich sie dadurch nur zu retten vermochte. Ich hätte mich für jedes Hilflose Weib in ihrer Lage in die Schanze geschlagen, hier aber war es noch die Liebe, die mich vor keinem Wagniß zurückschrecken ließ. Ich war vollständig bereit, mich für sie zu opfern.

In ihre sanften, schimmernden Augen blickend, schwor ich ihr, mit meinen Lippen an ihrem Ohr, daß ihr kein Leid widerfahren solle, so lange ich noch einen Finger rühren könnte. Darauf geleitete ich sie zurück auf ihren Sitzplatz, und mit der geflüsterten Bitte, doch Muth zu haben, drückte ich ihr innig die Hand und verließ sie.

Als ich auf Deck kam, wurde ich von dem alten Bayard nicht sehr beruhigt, denn er theilte mir mit, daß die Leute beabsichtigten, sich einen Festtag zu machen.

„Das bedeutet“, sagte ich, „sie werden heute Abend sammt und sonders schlafen und es dem Wind überlassen, der Brigg die Segel zu kürzen, wenn eine Bö käme.“

„Dat ward woll so sien“, antwortete er.

Der Koch kam und meldete, die Leute wünschten zum Mittag Pudding zu haben.

„Wat ganz Extra's sall't sien, ein brennenden Pudding“, sagt er, „mit en ganzen Bodbel Brandy dorüwer.“

„Gut“, erwiderte ich, „nimm meinethalben ein ganzes Faß Mehl, mir soll es gleich sein; ich bin ja doch blos Euer Diener, es hat gar keinen Zweck, bei mir Befehle einzuholen.“

Ich erkundigte mich nach Deacon, worauf Bayard mir mittheilte, daß er im Vordercastell sei und seinen Antheil dem allgemeinen Vorrath beigefügt hätte. Ich, für meinen Theil, war es ganz zufrieden, daß er dort war, und beschloß, für ihn Wache zu halten, wenn er nicht nach hinten kommen sollte, da mir der Gedanke, daß er betrunken in die Cajüte kommen könnte, ganz entsetzlich war. Und wirklich, er blieb dorn. Vielleicht suchte er die Gunst der Leute zu gewinnen, indem er mit ihnen trank, wahrscheinlicher aber noch war es, daß er ein gutes Geschäft zu machen hoffte, das heißt, auf mehr Getränk rechnete, wenn er seinen Antheil zur Masse schüttete, als wenn er auf diesen allein angewiesen wäre.

Den ganzen Morgen über verhielten sich die Leute ruhig, manchmal tauchte Einer aus der Luke auf, warf einen Blick umher und verschwand dann wieder.

Der Wind blies beständig, aber die langen Wogen überströmten das Vorderdeck bis zur großen Luke, und das Wasser sprudelte und schäumte in den Spriegatten auf der Leeseite wie ein kleiner Wildbach.

Es schien, daß die Leute bis jetzt verhältnißmäßig wenig getrunken hatten, denn erst nach dem Mittagessen begannen sie zu singen. Zunächst noch in ziemlich gehaltenen Tönen, bald aber artete der Gesang in ein wüstes, wildes Gebrüll aus, woran ich die Zunahme der Trunkenheit erkennen konnte.

Bayard war um acht Glasen nach unten gegangen und ich blieb auf Deck. Nur auf zehn Minuten verließ ich es, als der Koch unser Mittagessen brachte, um dieses für Miß Franklin zu präpariren und ihr hinzutragen, denn vorläufig hielt ich daran fest, daß Niemand als ich allein ihr Gemach betreten sollte. Eilig erzählte ich ihr, daß soweit Alles sicher sei, und bat um Entschuldigung, wenn ich mich gleich wieder entfernte, da ich die Wache übernommen hätte und die Leute im Auge zu behalten wünschte.

Als ich wieder nach oben kam, hörte ich Alle schreien, was nur ihre Kehlen vermochten. Ich sah den alten Sam kommen, um das Rad zu übernehmen; seine Augen waren wie entzündet, er bewegte sich aber fest und sicher, und wenn sein Gehirn vielleicht auch etwas umnebelt war, so gab ihm der seemännische Instinct doch Klarheit genug, um das Steuer richtig und fest zu handhaben; ja, er widmete seiner Thätigkeit vielleicht mehr Aufmerksamkeit, als wenn er ganz nüchtern gewesen wäre. So lastete wenigstens diese Sorge nicht auf mir.

Kurz nachdem Sam das Steuer übernommen hatte, wurde der Lukendeckel zurückgeschoben und die ganze Mannschaft kam auf Deck. In diesem Augenblick wurde die Brigg von einer Sturzwoge getroffen, die auf sie niederprasselte wie auf das Dach eines Hauses. Unter Flüchen, Gebalge und Gelächter schüttelten sie das Wasser wie nasse Pudel ab. Diese Begrüßung machte aber, daß sie unhielten, umherblickten und offenbar sehr unentschlossen waren.

Vier der Leute schienen schwer betrunken. Mit blassen Gesichtern, das Haar über die Augen hängend und in unordentlicher Kleidung taumelten sie umher. Die anderen hatten verschiedene Stadien der Trunkenheit erreicht, und unter ihrem Einfluß, der ja, wie man sagt, die Wahrheit an den Tag bringt, konnte man die verschiedenen Charaktere erkennen.

Blunt, häßlich und finster, stieß roh und wüthend Jeden von sich, der bei dem Stampfen des Schiffes oder aus eigener Unsicherheit gegen ihn anprallte. Welchy gröhlte Lieder mit lebhaften Bewegungen der Arme und Beine. Suds grinste unaufhörlich, wenn er nicht laut lachte. Deacon predigte mit ausgestreckten Armen und Jimmy saß bitterlich schluchzend am Deckhause. Die Meisten verriethen in mehr oder weniger manierlicher Art ihre liebenswürdigen Eigenschaften.

Es stellte sich heraus, daß sie auf Deck gekommen waren, um zu tanzen. Suds mit seinem einfältigen Gesicht stellte sich zwischen die Ohrhölzer am Bugspriet und begann, seine Harmonika zu martern; er entlockte ihr Töne, die wie das Miauen einer Katze klangen, welche man in den Schwanz kneift. Aber betrunken wie sie waren, getauft von der Sturzsee, welche sie vollständig durchweicht hatte, angeblasen von dem kalten Winde, gaben sie bei dem schrägen, schlüpfrigen Deck das beabsichtigte Vergnügen auf.

So schlichen sie also lallend, einander zurufend, wieder nach ihrer Höhle. Zuerst wurde Suds sammt seiner Harmonika hinabgestoßen, ihm folgte der ganze wüste Haufen, sich drängend und stoßend, in wirrem Durcheinander, als, zu meinem unendlichen Vergnügen, eine neue Woge sich wie ein Wasserfall über sie ergoß.

Was hiernach bei ihnen weiter vorging, weiß ich nicht. Das letzte Bad veranlaßte sie, die Luke mittels des Deckels fest zu verschließen; es drang nun kein Laut mehr auf Deck. Ich blieb bis vier Uhr auf meinem Posten, dann weckte ich Bayard und forderte ihn auf, das Steuer zu übernehmen; als dies geschehen war, befahl ich Sam, die Wache aufzurufen.

Der alte Mann schob den Lukendeckel zurück, schrie und pochte, so laut er konnte, aber umsonst. Darauf stieg er hinunter, ließ jedoch von da ab nichts mehr von sich hören und sehen. Ich nahm jetzt Bayard das Rad ab und schickte ihn nach vorn, um sich von dem Zustand der Leute zu überzeugen. Er blickte, wie ich sah, in die Luke, konnte wohl aber bei der dort unten herrschenden Dunkelheit nichts unterscheiden und stieg auf einmal kühn hinab. Nach einigen Minuten erschien er wieder auf der Bildfläche und kehrte mit einem breiten Grinsen auf seinem ausdruckslosen Gesicht zu mir zurück.

„Ein liggt ümmer ümer den annern as no bod“, sagte er; „überall treit man up zerbroken Boddeln, kein is mihr ganz. Sei hebben jülmst Sams Branswin nich schont, un de flucht un fakeirt nau ganz gottslästerlich, un schimpt sei Spitzbaums un Römer; hei säukt dorbi ümher nah en Droppen, dreihe All'ns üm, finn ümer nicks.“

„Hängt die Lampe auch fest?“ fragte ich.

„De is uigahn“, antwortete er.

„Dann, alter Kerl, werden wir Beide allein die Brigg bedienen müssen, bis das Siehzeug nüchtern wird. Gott sei Dank, daß es nun nichts mehr für sie zu trinken giebt.“